

**Wolfgang Knöbl**  
**Die Soziologie**  
**vor der**  
**Geschichte**

**suhrkamp taschenbuch**  
**wissenschaft**

**Wolfgang Knöbl**  
**Die Soziologie**  
**vor der**  
**Geschichte**

**suhrkamp taschenbuch**  
**wissenschaft**

Wolfgang Knöbl  
Die Soziologie vor der Geschichte  
Zur Kritik der Sozialtheorie

Suhrkamp

Zur optimalen Darstellung dieses eBook wird empfohlen, in den Einstellungen *Verlagsschrift* auszuwählen.

Die Wiedergabe von Gestaltungselementen, Farbigkeit sowie von Trennungen und Seitenumbrüchen ist abhängig vom jeweiligen Lesegerät und kann vom Verlag nicht beeinflusst werden.

Zur Gewährleistung der Zitierfähigkeit zeigen die grau gerahmten Ziffern die jeweiligen Seitenanfänge der Printausgabe an.

Um Fehlermeldungen auf den Lesegeräten zu vermeiden werden inaktive Hyperlinks deaktiviert.

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2022

Der vorliegende Text folgt der 1. Auflage der Ausgabe des suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2375.

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

eISBN 978-3-518-77282-9

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

7 *Für Ulla*

# Inhalt

Cover

Titel

Impressum

Widmung

Inhalt

1. Einleitung

I. Sozialtheorie zwischen Geschichtsphilosophie und Historismus

2. Wege nicht gegangen: Frühstück in Rom und das Paris der 1930er Jahre

3. Der Weg zurück nach Deutschland: Das lange 19. Jahrhundert und das Erbe der Geschichtsphilosophie

4. Nur das Ziel ist im Weg: Die Republik von Weimar und die Herausforderungen des Historismus

II. Befreiung von Historismus und Geschichtsphilosophie – so oder so

5. Der Weg nach vorn und kein Blick zurück: Auf in die (amerikanische) Moderne

6. Weg von *der* Geschichte, hin zu Prozessen

7. Auf dem Weg zu einem reflektierten Umgang mit »-isierungen«

8. Schluss

Sachregister

Namenregister

Fußnoten

Informationen zum Buch

## 9 | 1. Einleitung

Großflächige, robuste Prozessbegriffe sind in den letzten Jahrzehnten in den Sozialwissenschaften zunehmend unter Druck geraten, auch wenn die Kritik an ihnen selbstverständlich nicht von allen geteilt wird.

Unverkennbar ist freilich, dass solche irgendwie universalgeschichtlich zu nennenden Termini wie »Rationalisierung«, »Differenzierung« oder »Modernisierung« schon aufgrund ihrer Bedeutungsvielfalt und aufgrund der mit ihnen verbundenen, oft unklaren normativen Implikationen nicht mehr restlos zu überzeugen vermögen. Aber auch weniger umfassende Prozessbegriffe (hier wären etwa »Individualisierung«, »Bürokratisierung« oder »Säkularisierung« zu nennen) haben an Plausibilität verloren, weil zum einen Globalhistorikerinnen oder Ethnologen auf »nichtwestliche« Phänomene aufmerksam gemacht haben, die mit diesen Begriffen nicht sinnvoll zu fassen sind, und weil zum anderen selbst im sogenannten Westen die soziale Wirklichkeit sehr viel komplizierter und gebrochener ist, als dies begrifflich solchermaßen eingefangen werden könnte.<sup>[1]</sup>

Die eben genannte normative und empirische Kritik an soziologischen Prozessbegriffen ging und geht einher mit wissenschaftstheoretischen Zweifeln, bleibt doch oft einigermaßen unklar, was denn genau unter einem »Prozess« zu verstehen sei. Jedenfalls scheint darüber ganz aktuell – und dies wird unter anderem im vorliegenden Buch zu besprechen sein – eine Debatte zu beginnen, die vor einigen Jahren in einer ganz ähnlichen Weise in verschiedenen geisteswissenschaftlichen Disziplinen um den Ereignisbegriff<sup>[2]</sup> geführt wurde. Denn der damals gestellten Frage »Was ist ein Ereignis?« kann man ja zwanglos eine weitere hinzufügen: »Was ist ein Prozess?«,<sup>[3]</sup> weil Prozesse ja eben Ereignisse verketteten.

<sup>[10]</sup> Zugegebenermaßen wurden in der Soziologie bereits in den 1980er Jahren »absurde Prozesse«, »eigendynamische soziale Prozesse« oder

»Gewaltprozesse«<sup>[4]</sup> theoretisiert. Aus heutiger Perspektive wird man freilich festhalten können, dass die Debatte, obwohl ab und an aufgegriffen, seither zumindest in Deutschland nicht recht vorangekommen ist. Dies lag zum Teil auch daran, dass in jener schon länger zurückliegenden Auseinandersetzung mit Prozessen letztlich unklar geblieben war, wie verbreitet derartig spezielle Prozessphänomene in der sozialen Realität tatsächlich sind und ob sie somit überhaupt als Ausgangspunkt für die Konstruktion allgemeinerer Wandlungsmodelle dienen können.

Und demzufolge hat man sich dann in der Disziplin mit der Situation insofern arrangiert, als man zwar nach wie vor großflächige Prozessbegriffe verwendet, deren Plausibilität und Tragfähigkeit aber in der Regel nicht hinterfragt oder auch nicht hinterfragen will. Man ist sich allenfalls einig, dass die mit »Individualisierung«, »Bürokratisierung«, »Säkularisierung« etc. bezeichneten Wandlungsformen wohl in den meisten Fällen nicht »eigendynamisch« sein dürften und dass man diesbezüglich auch keine vorschnellen Linearitätsannahmen machen sollte. Aber darüber hinausgehende theoretische Fragen wie etwa danach, von welcher »Prozesshaftigkeit« bei all diesen oft umstandslos verwendeten Prozessbegriffen die Rede ist, ob es also sinnvoll ist, mit Blick auf die diesbezüglich adressierten Wandlungsformen von einem *Prozess* zu reden, werden eher verdrängt. Dabei sollten sie aber doch für die Sozialwissenschaften absolut zentral sein! Falls die Skepsis gegenüber der Angemessenheit großflächiger Prozessbegriffe nämlich nur halbwegs berechtigt ist, dann stellt sich ja sofort die weitere Frage, ob in den Sozialwissenschaften überhaupt alternative Begrifflichkeiten und Ideen bereitstünden, um strukturierten historischen Wandel zu beschreiben.

<sup>[11]</sup> Sind die hier vorgenommenen Anmerkungen zur disziplinären Verwendung von Prozessbegriffen auch nur einigermaßen plausibel, so wird man kaum die Forderung abweisen können, den vermeintlich sicheren wandlungstheoretischen Wissensbestand sozialwissenschaftlicher Disziplinen gründlich zu durchforsten und gegebenenfalls zu entrümpeln. Innerhalb der Postcolonial Studies wird

dies ja seit einiger Zeit energisch versucht, wobei allerdings die Ergebnisse nicht immer zu überzeugen vermögen, weil man sich, erstens, oft nur auf die Dekonstruktion herkömmlicher sozialwissenschaftlicher Termini beschränkt und dann so viel Konstruktives auch nicht anzubieten hat und weil die Dekonstruktion zweitens häufig mithilfe von Theorieversatzstücken erfolgt, die ihre Herkunft aus ganz bestimmten westlichen Diskussionskontexten kaum verleugnen können, die jedenfalls selten mit dem gleichen Eifer dekonstruiert werden wie die üblichen sozialwissenschaftlichen Großkonzepte. Übrig bleibt dann wenig mehr als ein Plädoyer für eine ganz andere Sozialwissenschaft, das zwar normativ irgendwie sympathisch wirkt, analytisch wie empirisch (gerade mit Blick auf die Untersuchung langfristiger historischer Abläufe) aber nicht recht weiterführt.

Letztlich steht auf der Tagesordnung also das Problem (und es ist das große Verdienst der Postcolonial Studies, darauf aufmerksam gemacht zu haben), mit welchen analytischen Werkzeugen sich überhaupt noch auf die Historie zugreifen lässt, ohne in ethnozentrische und sonstige Fallen zu tappen. Dies ist vermutlich nicht nur eine Schwierigkeit der Soziologie, sondern eine all derjenigen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die sich nicht auf die Analyse von lokalen und punktuellen Vorkommnissen beschränken, sondern mit sogenannten Makrobegriffen arbeiten und in diesem Zusammenhang dann oft auch lange Zeiträume »überbrücken« wollen. Zu beantworten sind mithin ja folgende Fragen: Wie wird überbrückt, auf welche historischen Daten kann und soll man sich hier stützen, welche kann man ignorieren, und wie überzeugend können derartige Überbrückungsversuche überhaupt sein? Hier stößt man auf eine (nachhegelianische) Problemstellung, die schon zur Mitte des 19. Jahrhunderts von Johann Gustav Droysen (mit Blick auf die sich institutionalisierende Geschichtswissenschaft) folgendermaßen formuliert wurde: Unter welchen Relevanzgesichtspunkten muss Geschichtswissenschaft betrieben <sup>12</sup> werden, wenn nicht mehr – wie bei Hegel – die Vernünftigkeit des Geschichtsprozesses als Ganzes unterstellt werden kann? Soll – so fragt Droysen mit rassistischem Einschlag – die

Geschichtswissenschaft wirklich alle »Hottentotten- und Eskimostaaten«<sup>[5]</sup> untersuchen, jede obskure Familie, jedes Individuum? Die allgemeine Geschichte – so Droysen – würde im Fall einer positiven Antwort auf diese Frage in eine Fülle von »Spezialgeschichten« zerfallen, was nicht sein dürfe. – Nun muss man sich Droysens Problemstellung in dieser Schärfe sicherlich nicht zu eigen machen: Auf die Auffindung eines archimedischen Punktes, von dem aus sich das Ganze der Welt(geschichte) fassen und begreifen ließe, wird man ohnehin nicht mehr hoffen wollen und sollen. Und im Übrigen waren und sind die von Droysen genannten Staaten nicht weniger interessant als Preußen oder das heutige China. Andererseits stellt sich schon die Frage, wie die Globalgeschichte, wie eine für Globalisierungsfragen offene Soziologie etc. betrieben werden soll,<sup>[6]</sup> die sich einerseits nicht der völligen Willkür der (je zufälligen) Perspektiven ausliefern will, andererseits aber auch angesichts der angesprochenen empirischen wie wissenschaftstheoretischen Probleme mit einigem Recht zögert, die von den Klassikern ererbten großflächigen Prozessbegriffe einfach weiterzuverwenden.

Damit sind der Ausgangspunkt und der zentrale Fokus dieses Buches umrissen. In ihm geht es in der Hauptsache um die Frage, warum die modernen Sozialwissenschaften und hier insbesondere die Soziologie zwar einerseits von Anfang an robuste Prozessbegriffe benutzten, um ihre jeweilige Gegenwart zu erklären (eine soziologische Zeitdiagnose, die ohne Begriffe wie Individualisierung, Rationalisierung, Bürokratisierung, Modernisierung etc. auskäme, scheint bis heute kaum denkbar zu sein), aber andererseits genau diese Begriffe und die mit ihnen verbundenen Aussagen und Thesen periodisch immer wieder kritisierten, weil man sich offensichtlich dann doch nicht so ganz sicher war und ist, wie gut sich damit 13 Vergangenheit und Gegenwart fassen lassen. Besonders spektakulär zeigte sich diese Ambivalenz in letzter Zeit in den Debatten um den Säkularisierungsbegriff, der lange als schier unverzichtbares Instrumentarium galt, um die religiöse Verfasstheit der »Moderne«, ihrer Gewordenheit und ihrer gegenwärtigen oder sogar zukünftigen Tendenzen, zu verstehen und zu erklären. Wie aber spätestens seit den

1980er Jahren deutlich wurde, hat die etwa aus der Soziologie heraus artikulierte Kritik an diesem Begriff zugenommen – verstärkt durch ähnlich gelagerte Attacken aus den Nachbarfächern wie der Anthropologie oder der Geschichtswissenschaft, die sowohl die empirische Nützlichkeit dieses Begriffs wie auch seine internen Konstruktionsprinzipien in Zweifel zogen. Hans Joas, ein scharfer Kritiker allgemeiner Säkularisierungsthesen, hat deshalb gerade auch mit Bezug auf die Rede von der Säkularisierung (aber eben auch mit Blick auf »Rationalisierung« und »Modernisierung«) von »gefährlichen Prozessbegriffen« gesprochen,<sup>[7]</sup> durch die seiner Meinung nach die sozialwissenschaftliche Debatte oft in ein falsches Fahrwasser gerät.

Hier setzt das Buch an und ein, versucht aber das Problem anders zu fassen. Es wird nicht in erster Linie darum gehen, bestimmte Prozessbegriffe zu kritisieren und dann andere als unproblematisch bzw. unbedenklich einzustufen. Vielmehr will ich viel grundsätzlicher argumentieren, soll doch die These vertreten und verteidigt werden, dass die Sozialwissenschaften von Anfang an – und zwar infolge des Erbes der Geschichtsphilosophie des deutschen Idealismus und der später vom Historismus aufgezeigten Problemlagen – enorme Schwierigkeiten hatten, überhaupt einen adäquaten Zugang zur Vergangenheit zu finden. Anders formuliert: Die Sozialwissenschaften waren entweder nie in der Lage, ihr geschichtsphilosophisches Erbe abzuschütteln, obwohl sie dies geradezu verzweifelt immer wieder neu versuchten; oder sie waren nie bereit anzuerkennen, dass in den von ihnen geprägten oder verwendeten großformatigen Prozessbegriffen fast immer auch eine gehörige Portion Geschichtsphilosophie steckte. Die Konsequenz war, dass 14 es bis in die 1970er und 1980er Jahre hinein kaum ernsthafte Versuche gab, sich der Problematik dieser Prozessbegriffe in einer systematischen Weise zu stellen. Groß gebessert hat sich diesbezüglich die Lage auch heute noch nicht, die theoretische Auseinandersetzung mit »Prozessen« wird auch heute noch eher zaghaft und in der Regel von Einzelfiguren betrieben, was erhebliche Auswirkungen hat auf die vielen höchst unterschiedlichen Zeitdiagnosen, die in ihrem Kern mit genau diesen (problematischen)

Begriffen operieren und die (vielleicht gerade deshalb?) seit diesen Jahrzehnten in immer kürzeren Zeitabständen auf den Markt geworfen werden, deren Halbwertszeit also kontinuierlich abzunehmen scheint.

Die Stichworte »deutscher Idealismus« und »Historismus« deuten schon an, dass es im Folgenden in der Tat nicht nur um Soziologie gehen wird, sondern – und dies wird im ersten Teil des Buches schnell deutlich – eben auch um Philosophie und Geschichtswissenschaft bzw. um deren Einfluss auf soziologische Debatten. Falsch wäre es aber, aus den Stichworten zu schließen, dass hier eine *deutsche* Problemlage verhandelt werden würde, ein Problem der *deutschen* Soziologie etwa. Vielmehr beginnt Kapitel 2 an einem Frühstückstisch im Rom der 1970er Jahre, an dem zwei Größen der damaligen Soziologie (der Franzose Raymond Aron und der US-Amerikaner Talcott Parsons) saßen und in symptomatischer Weise aneinander vorbeiredeten, bevor es dann einen Blick wirft auf das Paris der Zeit der Volksfrontregierung, wo – so die These – die beiden (in der Soziologie weitgehend ignorierten und/oder vergessenen) Dissertationsschriften von Raymond Aron verteidigt und publiziert wurden, die noch heute den Blick dafür öffnen könnten, warum es lohnt, sich mit Geschichtsphilosophie, Historismus und Soziologie gleichermaßen zu beschäftigen. Mit anderen Worten: Die Skizze der fehlgeschlagenen Kommunikation zwischen Aron und Parsons samt ihrer Hintergründe soll den Blick dafür öffnen, dass die Institutionalisierung der Soziologie als eine im Wesentlichen ahistorisch verfahrenende Ordnungswissenschaft alles andere als selbstverständlich war, dass also auch ein anderer Weg möglich gewesen wäre.

Erst Kapitel 3 führt den Leser dann zurück ins Deutschland des langen 19. Jahrhunderts, als – überwiegend in Berlin – die Schlachten zwischen der Hegel'schen Geschichtsphilosophie und den vermeintlich rein empirisch verfahrenen historistischen Historikern <sup>15</sup> wie etwa Leopold von Ranke oder Gustav Droysen geschlagen wurden, die freilich weder klare Verlierer noch klare Sieger hatten: Völlig abgeräumt werden konnte die Geschichtsphilosophie nämlich nicht, weil – wie sich schnell zeigte – die Historiker ganz ohne geschichtsphilosophische Versatzstücke auch

nicht arbeiten wollten oder konnten, hätte man doch andernfalls vor dem Problem der willkürlichen Geschichtsinterpretation, der arbiträren Selektion von Fakten, kapitulieren müssen. Geschichtsphilosophische (manchmal auch religiöse oder metaphysische) Konstruktionen boten hier scheinbar Halt und Orientierung. Mit diesem »Unentschieden« in den genannten Schlachten hatten nun freilich auch die sich Ende des 19. Jahrhunderts etablierenden Sozialwissenschaften zurechtzukommen, standen sie doch vor dem gleichen Problem wie die Historiker. Wie selbst Max Weber noch erfahren musste, war es schwer, der Geschichtsphilosophie zu entkommen, was sich etwa an dem von ihm geprägten Begriff der »Rationalisierung« deutlich ablesen lässt.

Auch das 4. Kapitel bleibt weitestgehend in Deutschland, und zwar in demjenigen der Zeit der Weimarer Republik, insofern hier schlaglichtartig nachgezeichnet wird, wie (spätere) Größen des Faches versuchten, mit dem Erbe des Historismus (und der Geschichtsphilosophie) zurechtzukommen. Soziologen wie Alfred Weber, Karl Mannheim und Norbert Elias, Sozialphilosophen und Philosophen wie Ernst Bloch, Max Horkheimer oder Walter Benjamin legten hier zum Teil neuartige Entwürfe vor, die versprachen, den vom Historismus aufgezeigten Schwierigkeiten entkommen zu können oder jedenfalls einen angemessenen Zugriff auf die Vergangenheit zu erlauben und Zeitlichkeit zum Thema zu machen. Jedoch wurde schnell deutlich, dass man daran scheiterte und/oder selbst zu geschichtsphilosophischen Konstruktionen griff, die man nur als »gewagt« bezeichnen konnte. Damit endet der erste Teil des Buches.

Der zweite Teil beginnt in Kapitel 5 mit einem Blick in die USA und auf die dort in den 1950er Jahren formulierte Modernisierungstheorie, weil diesbezüglich dreierlei bemerkenswert ist bzw. deutlich wird. Zunächst lehnten sich die wandlungstheoretischen Thesen oft einigermaßen unreflektiert an Argumentationsmuster der Geschichtsphilosophie des 19. Jahrhunderts an, nicht zuletzt deshalb, weil man mit den in Europa gerittenen historistischen Attacken auf 16 die Geschichtsphilosophie wohl so recht vertraut nicht war. Sodann wurden im Umfeld der

Modernisierungstheorie Begrifflichkeiten (fort-)entwickelt wie diejenige der »Differenzierung«, die wichtige Theorieströmungen (wie die Systemtheorie) bis heute prägen und – insbesondere in Deutschland – Eingang gefunden haben in ganz andere Theorieskizzen, obwohl auch dieser Begriff seine geschichtsphilosophische Herkunft bzw. seine problematische Konstruktionsweise kaum zu verbergen vermochte. Schließlich führte die Debatte um die Modernisierung zur Kanonisierung des Epochenbegriffs der »Moderne«, der die wandlungstheoretischen Schwierigkeiten, mit denen die Soziologie seit jeher zu kämpfen hatte, nur noch weiter verstärken und zur Perpetuierung einer wenig reflektierten Geschichtsphilosophie in soziologischem Gewande beitragen sollte.

In Kapitel 6, das sich hauptsächlich den 1970er und 1980er Jahren widmet, zeigen sich in dem bis dato ziemlich düsteren Gemälde zum ersten Mal insofern hellere Flecken, als mit Blick auf die deutsche Geschichtswissenschaft und Soziologie, aber auch mit Blick auf Debatten in den französischen und US-amerikanischen Sozialwissenschaften herausgearbeitet wird, dass es punktuell – begrenzt auf einige wenige Autorinnen – durchaus vielversprechende Versuche gab, die meist unreflektiert gebliebenen Probleme von Prozessbegriffen zum Thema zu machen, also zu fragen, welche Voraussetzungen gegeben sein müssen, damit man überhaupt sinnvoll von Prozessen reden kann, und welche »Nebenfolgen« dabei immer mit zu bedenken sind. Die damaligen Auseinandersetzungen stellten teilweise schon die begrifflichen Instrumente zur Verfügung, die sich noch heute verwenden lassen, um zu einer konstruktiven Kritik von Prozessbegriffen beizutragen.

Kapitel 7 schließlich versucht darzulegen, dass die Verwendung großflächiger Prozessbegriffe in der Tat fast immer und unvermeidlich auch bestimmte geschichtsphilosophische und -theoretische Annahmen impliziert, denen man sich dann aber auch ernsthaft zu stellen hat. Die These wird hier sein, dass sich ohne eine systematische Berücksichtigung erzähltheoretischer Argumente eine einigermaßen stringente Debatte über Prozesse nicht führen lässt. Historische Daten oder soziologische Fakten sind nicht einfach gegeben und müssen dann nur gesammelt und

zusammengefügt werden; das »Wie« der Aneinanderreihung von derartigen Daten und Fakten ist vielmehr eine höchst voraussetzungsreiche Angelegenheit<sup>17</sup>, in der eine ganze Reihe von Problemen steckt, denen man sich bewusst sein sollte, wenn man nicht in argumentative Fallen laufen will. Die Soziologie soll und kann von der Literaturwissenschaft eine ganze Menge lernen, wenn ihr wirklich daran liegt zu erfahren, was sie tut, wenn sie etwa mit Prozessbegriffen arbeitet. In diesem Zusammenhang werden dann auch noch einmal ganz grundsätzliche Fragen nach dem Verhältnis von Kausalität und Erzählung gestellt, bevor dann – am Ende des Kapitels – an drei sehr unterschiedlichen Prozessbegriffen, dem der Industrialisierung, der Demokratisierung und der Individualisierung, durchbuchstabiert werden soll, was ein reflektierter Zugang zu Prozessen bedeutet und erfordert.

Das Buch endet mit einem kurzen Schluss, in dem der diesem Buch zugrunde liegende Versuch einer Historisierung und Kritik der Sozialtheorie nochmals resümiert und das Verhältnis zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaft reflektiert wird.

Der Entstehungskontext des Buches ist schnell erzählt. Es geht zurück auf einen im Februar 2012 am Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS) und dort in der damaligen School of History von Hans Joas und mir veranstalteten interdisziplinären Workshop zum Thema »Weltgeschichtsschreibung und Makrosoziologie«, in dessen Verlauf plötzlich die Frage zentral wurde, was man eigentlich unter einem (globalen) Prozess zu verstehen habe und wie genau ein solcher überhaupt zu definieren sei bzw. gefasst werden könne. Es gab meinem Eindruck nach diesbezüglich einige Ratlosigkeit – nicht nur bei mir selbst, sondern auch im Kreis der in Freiburg versammelten illustren Kolleginnen und Kollegen. Der Grad meiner Ratlosigkeit und Irritation war so hoch, dass ich das Thema immer wieder aufgriff – und dann wieder liegenließ. Erst in jüngster Zeit konnte ich mich dazu motivieren, der Frage kontinuierlich nachzugehen, vielleicht auch deshalb, weil man einer Irritation wie der Covid-Pandemie psychologisch vielleicht am besten dadurch begegnen kann, dass man sich intensiv mit anderen irritierenden Fragen (mithin mit

solchen nach der Fassbarkeit und Darstellbarkeit von Prozessen) beschäftigt. Es wird schon seine Gründe haben, warum Franz Kafkas vielleicht wichtigstes Romanfragment *Der Proceß* heißt!

Danken will ich dem FRIAS für die äußerst kreative Arbeitsatmosphäre und den damaligen Direktoren der School of History, <sup>18</sup>Ulrich Herbert und Jörn Leonhard. Und danken will ich Hartmut Bleumer, Hella Dietz, Mauricio Domingues, Adalbert Hepp, Christoph Jamme (†), Achatz von Müller, Michael Schumann, Jürgen Straub und Peter Waldmann, den Kolleginnen und Kollegen des Hamburger Instituts für Sozialforschung (HSI), insbesondere Thomas Hoebel und Aaron Sahr, den Bibliothekarinnen und Bibliothekaren des Instituts und der Verwaltungsleiterin des HIS, Sabrina Brooks, die mir immer den Rücken freigehalten hat. Ein Dank auch an Jan-Erik Strasser, der dieses Buch so sorgfältig lektoriert hat. Und zuletzt: Es war immens hilfreich und beglückend zu wissen, dass – in schwerer Zeit – auf Claudia und Michael, Rebekka, Regina und Brigitta, Christine und Achatz, Gudrun und Wolfgang, Ruth, Ina und Claus, Hilal und Christina, Luise, Lea und David, Julian, Eleana und Naima (na ja, auf Letztere nicht so ganz) immer Verlass war.

**19** I. Sozialtheorie zwischen  
Geschichtsphilosophie und  
Historismus

## 21 | 2. Wege nicht gegangen: Frühstück in Rom und das Paris der 1930er Jahre

Man kritisiert die Geschichtsphilosophie nicht  
ungestraft.<sup>[1]</sup>

Wie in jeder anderen Disziplingeschichte finden sich auch in der Geschichte der Soziologie und Sozialtheorie immer wieder Rätsel, welche die Nachgeborenen beschäftigen oder irritieren – nicht gestellte theoretische Fragen, blinde Flecken in der Methodologie, beharrliches Ignorieren bestimmter Forschungsergebnisse, idiosynkratische Weichenstellungen, Entwicklungsabbrüche im Forschungsprozess etc. Überraschen kann das nicht, zumindest nicht diejenigen, denen die Unterstellung eines linearen und bruchlosen Wissenschaftsfortschritts ohnehin fremd ist. Bemerkenswert und denkwürdig sind diese Rätsel aber schon. Und auf eine solche Merkwürdigkeit hat bekanntlich Talcott Parsons hingewiesen, als er 1937 in *The Structure of Social Action* die Tatsache hervorhob, dass die Zeitgenossen Emile Durkheim und Max Weber, stets mit großer Neugierde in den Wissenschaftskontext des jeweiligen Nachbarlandes schauend, sich offensichtlich nicht wahrgenommen haben: »Es gibt keinen einzigen Verweis in den Werken des einen auf Werke des anderen.«<sup>[2]</sup> Irritiert war Parsons freilich im eigentlichen Sinne nicht, oder zumindest nicht in diesem Buch, diente ihm doch gerade die wechselseitige Nichtbeachtung dazu, die Plausibilität seiner berühmten Konvergenzthese zu untermauern. Ihr zufolge hätten sich unabhängig voneinander und aus unterschiedlichen Fach- und Theorietraditionen kommend vier bedeutende europäische

Sozialwissenschaftler, der Italiener Vilfredo Pareto, der Engländer Alfred Marshall, der Franzose Emile Durkheim und der Deutsche Max Weber kritisch am Utilitarismus abgearbeitet, um dann – auf 22 eine allerdings manchmal durchaus noch unklare Weise – zu einer Handlungstheorie vorzustoßen, welche die zentrale und ordnungstiftende Rolle von Normen betont. Diese erstaunliche Konvergenz wertete Parsons dann als ein starkes Indiz für die Plausibilität seines eigenen Unterfangens, nämlich eine solche normativistische Handlungstheorie auszubauen und von diesem Punkt aus alle weiteren Theoriefragen zu klären.

Nicht alle Theoretikerinnen und Theoretiker freilich sind derart flink und wendig wie Parsons, als dass sie aus einem Rätsel sogleich auch die Grundlage für eine starke These gewinnen könnten. Häufig – und das reicht ja meist auch – wird nur eine wissenschaftshistorische Frage gestellt: »Warum ist das so gelaufen und nicht anders?«; »Was hätte geschehen können, wenn ...?« Was wäre also gewesen, wenn sich Durkheim und Weber ausgetauscht hätten? Hätte Durkheims Zugangsweise etwa zum Thema Religion nicht auch Weber einige Einsichten vermitteln oder bestimmte bei ihm zu findende Einseitigkeiten korrigieren können? Wäre Durkheims Methodologie weniger defizitär geworden, wenn er die Weber'sche Wissenschaftslehre zur Kenntnis genommen hätte? Teile der Sozialwissenschaften leben von solchen und ähnlichen Fragen, die auch noch gegenwärtige Theoriekontrastierungen oder Theoretikervergleiche vorantreiben, etwa wenn Pierre Bourdieu und Anthony Giddens in Beziehung gesetzt, Niklas Luhmann und Jürgen Habermas zusammengebracht oder – auch sehr beliebt – Zygmunt Bauman und Michel Foucault verglichen werden. Hinter derartigen Studien steckt oft der Wunsch nach einer Einebnung der Differenzen zwischen den unterschiedlichen Paradigmen. Man will demonstrieren, dass in diesen Theorieansätzen Ähnlichkeiten oder Parallelen zu entdecken sind, dass sie sich also eigentlich wechselseitig befruchten könnten. Und eben durch einen solchen Aufweis ließe sich vielleicht jener vielfach beklagten Paradigmatase (oder zumindest dem Glauben an eine solche) in den Sozialwissenschaften entgegenwirken und zeigen, dass ein

identitätsstiftender Theorikern des Fachs vielleicht dann doch (noch) existiert. Nicht zuletzt hofft man mit all diesen Vergleichen das leisten zu können, was den Größen der Disziplin selbst ja nur selten gelungen ist – eine offene und für Gegenargumente aufnahmebereite Diskussion. Denn schließlich kannten sich einige jener Theorieheroen persönlich oder lasen zumindest die Schriften ihrer »Konkurrenten«, was sie 23 freilich nicht daran gehindert hat, ihren eigenen Theorierahmen einigermaßen unbeirrt auf- und auszubauen. Die auf den Theorievergleich abzielenden Interpreten wollen also, so könnte man es deuten, nachträglich eine vernünftige Kommunikation herstellen, also das besser machen, was den Theoriegiganten selbst nie gelungen ist oder nicht gelingt. Und vermutlich ist das ein berechtigtes Anliegen, wie an einer anekdotischen Episode gezeigt werden soll, die gleichzeitig zu einer der zentralen Thesen dieses Buches hinführen wird. Zugetragen hat sich ein solches kommunikatives Desaster nämlich am 26. Oktober 1973 in Rom, anlässlich eines internationalen Kolloquiums zu Ehren Vilfredo Paretos.

\*

Wie Giovanni Busino berichtet,<sup>[3]</sup> trafen bei dieser Gelegenheit der schon genannte Talcott Parsons und der französische Soziologe Raymond Aron beim Frühstück im Hotel aufeinander. Parsons, das fachliche Gespräch eröffnend, macht sofort klar, dass er zwar vielleicht nicht alles vom (wohl am Vortag auf Französisch gehaltenen) Referat Arons verstanden hat, dass aber das, was er begriffen habe, doch zweifelsfrei eher Ideengeschichte als Soziologie gewesen sei. Aron antwortet, dass ihn diese Unterscheidung ziemlich kaltlasse. Parsons insistiert gleichwohl und merkt an, dass sein 1937 veröffentlichtes *The Structure of Social Action* ein Buch zur soziologischen Theorie gewesen sei, wohingegen Arons dreißig Jahre später publizierte *Les étapes de la pensée sociologique*<sup>[4]</sup> lediglich als ein Werk der Ideengeschichte bezeichnet werden könne. Darauf Aron: Wirklich gezeigt hätten die Soziologen ja wohl noch nicht, dass gerade das soziale Handeln der harte Kern der soziologischen Analyse sei. Soll diese Beschäftigung mit dem sozialen Handeln eigentlich der Ausgangs- oder

der Endpunkt der Analyse sein? Löst – so fragt Aron weiter – der Verweis auf soziales Handeln wirklich irgendeinen der Konflikte zwischen den marxistischen Theoretikern und denen, die entweder in der empiristischen Tradition oder in jener der »höchs<sup>24</sup>ten Theorie« beheimatet sind? Wie Busino berichtet, steht Parsons in Reaktion auf diese Fragen auf und verlässt den Tisch!<sup>[5]</sup>

Ob sich dieser Vorfall tatsächlich genau so ereignet hat, lässt sich natürlich nicht beweisen. Als besonders gelungen darf man aber die Kommunikation zwischen Aron und Parsons wohl keinesfalls bezeichnen. Und nichts deutet darauf hin, dass es vorher oder nachher fruchtbarere Gespräche zwischen den beiden gab. Eine Durchsicht ihrer Schriften lässt jedenfalls nicht vermuten, dass sie sich besonders häufig – und dann auch zustimmend – zitiert und also voneinander gelernt hätten.

Businos Anekdote soll in erster Linie dazu dienen festzustellen, dass sich Parsons und Aron eigentlich viel zu sagen gehabt hätten, weil es in der Tat in ihrem wissenschaftlichen und auch sonstigen Leben eine ganze Reihe von Gemeinsamkeiten gab, die man hätte in Erinnerung rufen und an die man hätte anknüpfen können. Genau dies geschah aber nicht, das Sich-Missverstehen(-Wollen?) war so groß und schwerwiegend, dass man am Ende nicht einmal die eigentlich entscheidende Differenz begriff! Der Verweis auf solche (banalen wie durchaus auch bedeutsamen) nicht zum Thema gemachten Gemeinsamkeiten im Gespräch zwischen Aron und Parsons soll dann zu jener Differenz und zu Fragestellung und These des vorliegenden Buches führen.

Fangen wir mit den vielleicht als eher banal zu bezeichnenden Angelegenheiten an: Weithin bekannt ist die Tatsache, dass Parsons vor seiner dezidierten Wendung hin zu den Sozialwissenschaften in Amherst Biologie und Chemie studiert und dabei auch einen Sommer lang in Woods Hole, »dem berühmten meeresbiologischen Laboratorium«,<sup>[6]</sup> gearbeitet hatte, wodurch er sich ein Wissen aneignete, das er bei der Abfassung seiner späteren Systemtheorie nutzbringend einsetzen konnte. Hierzulande etwas weniger bekannt ist, dass auch Aron naturwissenschaftliche Neigungen hatte, war er doch während seines

Militärdienstes Ende der 1920er Jahre zum Meteorologen ausgebildet worden und hatte er sich noch davor – vermittelt über seinen Lehrer, den Philosophen Léon Brunschvicg <sup>[25]</sup> – sogar länger mit dem Gedanken getragen, eine Arbeit über die Biologie und die Rolle des Individuums in den Naturwissenschaften zu schreiben, was ihn dann auch häufig ins biologische Labor der École Normale Supérieure (ENS) geführt und zum Besuch diesbezüglicher Kurse bewegt hatte.<sup>[7]</sup> Ein anderer gemeinsamer Anknüpfungspunkt für ein konstruktives Gespräch wäre vermutlich die Tatsache gewesen, dass sie beide – der eine, Parsons, Jahrgang 1902, der andere, Aron, Jahrgang 1905 – wichtige Stationen ihrer wissenschaftlichen Sozialisation in Deutschland durchlaufen hatten: Parsons war Mitte der 1920er Jahre in Heidelberg zum Kapitalismusbegriff in den deutschen Sozialwissenschaften promoviert worden, bevor er in die USA zurückkehrte; Aron kam im März 1930 nach Deutschland und war als Assistent von Leo Spitzer am Institut für Romanische Sprachen der Universität Köln tätig, bevor er nach Berlin ging, wo er die »Machtergreifung« Hitlers und die Bücherverbrennungen miterleben musste; kurz danach verließ er Deutschland wieder Richtung Frankreich.<sup>[8]</sup> Im Übrigen hätten sich beide sogar über den Weg laufen können, denn Parsons war noch einmal für kurze Zeit, nämlich im Sommer 1930, nach Deutschland gekommen, also genau zu dem Zeitpunkt, an dem auch Aron in Deutschland war.<sup>[9]</sup> – Dann ihre politischen Haltungen: Beide waren als junge Erwachsene durchaus links orientiert: Parsons hatte sich 1923 der League for Industrial Democracy angeschlossen, was ihm die Überwachung durch das FBI einbrachte,<sup>[10]</sup> und noch in den 1930er Jahren war er ein überzeugter *New Dealer*, also Unterstützer des sozialpolitischen Programms von F. D. Roosevelt.<sup>[11]</sup> Auch Aron, in den späten 1920er und in den 1930er Jahren enger Freund <sup>[26]</sup> von Jean-Paul Sartre an der ENS, war im Unterschied zu Letzterem von Anfang an hochgradig politisiert und parteipolitisch interessiert, vor seinem Deutschlandaufenthalt jedenfalls ein Sozialist mit stark pazifistischen Neigungen.<sup>[12]</sup> Ein weiterer Anknüpfungspunkt für ein interessantes Gespräch hätte Elie Halévy sein können. Aron hatte diesen französischen Historiker, Philosophen und

England-Spezialisten, der ihn wohl auch von seinen sozialistischen Einstellung abgebracht und zum Liberalismus »bekehrt« hatte, in den 1930er Jahren näher kennengelernt, so gut, dass er – nach Halévys Tod im Jahr 1937 – auf Drängen von Halévys Witwe zum Herausgeber von dessen postum publizierter *Histoire du Socialisme* wurde.<sup>[13]</sup> Für Parsons war eben jener Halévy auch nicht gerade unwichtig, basierte doch die Darstellung und Kritik des Utilitarismus in seinem *The Structure of Social Action* ganz wesentlich auf Halévys einflussreicher, zu Beginn des 20. Jahrhunderts erschienener mehrbändiger Studie *La Formation du radicalisme philosophique*, die er auch mehrere Male zitiert<sup>[14]</sup> und zu der er anmerkt: »Dies ist die mit Abstand tiefeschürfendste Studie, die sich zu jenem Aspekt des utilitaristischen Denkens findet, der für diese Diskussion wichtig ist. Sie war von großem Wert für die Formulierung der vorliegenden historischen Skizze.«<sup>[15]</sup> Die beiden hätten sich auch darüber mokieren können, dass ihre ersten großen Werke, die fast zeitgleich erschienen, vom jeweiligen nationalen Fachpublikum nicht gerade begeistert aufgenommen worden, dass sie – so könnte man es ausdrücken – ihrer Zeit vorausgeeilt waren. Zumindest gilt das für Parsons und *The Structure of Social Action*. Wie Uta Gerhardt anmerkt, gab es zwar unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches Rezensionen<sup>[27]</sup> im *American Journal of Sociology* und in der *American Sociological Review*, sogar eine in einer populären Rezensionszeitschrift (*The Saturday Review of Literature*), doch wird man – obwohl die meisten Besprechungen durchaus positiv waren – kaum behaupten können, dass die Rezensenten für dieses einigermaßen schwierig zu lesende Werk große Begeisterung aufgebracht, bei den Lesern eine solche geweckt oder alle den Witz des Buches verstanden hätten.<sup>[16]</sup> Erst zwölf Jahre später, mit der identischen Neuauflage 1949, erfolgte in der Fachöffentlichkeit die breite Anerkennung der Errungenschaften des Buches.<sup>[17]</sup> Es wurde kanonbildend im besten Sinne des Wortes, weil nicht zuletzt durch *The Structure of Social Action* Max Weber zu einem, wenn nicht dem Klassiker der Soziologie avancierte, ein Status, der in der Zwischenkriegszeit, zumal in den USA, alles andere als gesichert war.<sup>[18]</sup> Parsons hatte an seinem

ersten großen Buch vier oder fünf Jahre gearbeitet, nämlich in der Zeit zwischen 1933 und 1937. Dies war dann auch genau der Zeitraum, in dem Aron an seiner Dissertation schrieb, die er 1937 verteidigte und deren zwei Teile im Jahre 1938 veröffentlicht wurden. Obwohl Aron im Jahre 1937 seine Doktoratsprüfung mit Bravour bestand, waren die Gutachter im Verfahren (worauf später noch eingegangen wird) alles andere als überzeugt von den Gedanken, die ihnen Aron schriftlich und mündlich präsentiert hatte. Eher zähneknirschend schien man die Brillanz seiner Argumente anzuerkennen, zumal er sich stark auf Autoren aus Deutschland stützte, die in Frankreich weithin unbekannt waren, nicht zuletzt auch auf Max Weber.<sup>[19]</sup> Als 28 die Dissertation dann im Jahr darauf – in zwei Büchern – erschien, zollte man dem Autor zwar durchaus Respekt. Aber man wird nicht behaupten können, dass sie in der französischen Soziologie Furore gemacht hätte, geschweige denn international, selbst wenn man zugestehen muss, dass immerhin die größere der beiden Studien nach dem Zweiten Weltkrieg ins Englische übersetzt wurde. Für die soziologische Fachdiskussion spielten die beiden Bücher Arons aber keine Rolle, kanonbildend wurden sie nie, und auch nationale oder gar internationale Klassiker sind sie nicht geworden. Aron sollte in den 1950er Jahren aufgrund ganz anderer Werke berühmt werden, die Dissertation und das dort verfolgte theoretische Projekt hingegen waren also anscheinend eine Sackgasse. Soweit die Gemeinsamkeiten ... und zum Schluss dann doch eine große Differenz! Warum die Sackgasse bei Aron?

Das hatte nicht zuletzt damit zu tun, dass sowohl die Titel von Arons Doktoratsschriften als auch deren Inhalt vermeintlich soziologiefern waren: *Introduction à la philosophie de l'histoire. Essai sur les limites de l'objectivité historique* hieß der größere Teil der Dissertation, *La philosophie critique de l'histoire. Essai sur la théorie de l'histoire dans l'Allemagne contemporaine*<sup>[20]</sup> der kleinere. Was 1938 in zwei Büchern publiziert wurde, war also Geschichtsphilosophie bzw. die Beschäftigung mit ihr, nicht Soziologie! Und damit konnte man im Fach nicht reüssieren.

Und so ist es dann auch kein Wunder, wenn Parsons bei jenem geschilderten Frühstück sein *The Structure of Social Action* mit Arons in den 1960er Jahren publizierte *Les étapes de la pensée sociologique* vergleicht, einem Buch, das zwar Durkheim, Pareto und Weber vorstellt (und damit in der Tat immerhin drei der vier »Helden« in Parsons' *The Structure of Social Action*), das aber auch noch Montesquieu, Comte, Marx und Tocqueville behandelt und damit tatsächlich eher einen Überblick über die Vorgeschichte und 29 Geschichte des (nun zweifellos) soziologischen Denkens gibt, als dass es ein Theorietraktat darstellen würde. Parsons hatte am Frühstückstisch also nicht ganz Unrecht, so zu argumentieren, wie er es dann tat. Und doch lag er irgendwie auch daneben; denn – setzen wir einmal voraus, Parsons hätte Arons Frühwerk gekannt, was freilich ungeklärt ist – viel naheliegender wäre es doch eigentlich gewesen, sein erstes Hauptwerk mit der nahezu zeitgleich erschienenen Dissertation Arons zu vergleichen, zumal hier auch die für Parsons offensichtlich so magische Zahl 4 (man denke an sein späteres 4-Felder-AGIL-Schema zur Beschreibung der Funktionen von Systemen) eine Rolle spielte: Parsons stützte sich eben bei seinem Argument in *The Structure of Social Action* auf vier Autoren, die er ausführlich behandelte, auf Autoren aus – wie schon betont – unterschiedlichen nationalen Kontexten! Aron nun interpretierte ebenfalls vier Autoren: Sein *La philosophie critique de l'histoire*, der kleinere und eher hermeneutisch angelegte Teil der Dissertation, beschäftigt sich allerdings nur mit solchen aus Deutschland: Wilhelm Dilthey, Heinrich Rickert, Georg Simmel und Max Weber.<sup>[21]</sup> Er bleibt dabei aber nicht stehen, sondern zieht die systematischen und theoretischen Konsequenzen seiner Lektüren dann im größeren Teil der Dissertation,<sup>[22]</sup> so dass die Theorieanlage in Arons Frühwerk in der Tat so unterschiedlich nicht ist zu derjenigen des ungleich berühmteren *The Structure of Social Action*, in dem Parsons ja auch seine Schlussfolgerungen erst nach vorheriger ausführlicher hermeneutischer Analyse von Texten präsentiert. Also dann doch wieder eine Gemeinsamkeit zwischen den beiden! Aber es war eben Geschichtsphilosophie, nicht Soziologie, die Aron interessierte – oder

nicht? Und welche Art von Geschichtsphilosophie überhaupt? Dazu gleich mehr.

\*

Parsons stellte 1937 das soziale Handeln in den Mittelpunkt seiner Analysen und fragte, wie dieses zu theoretisieren sei, um soziale Ordnung erklären zu können. Seine Antwort war die Betonung von 30 Normen im Handeln, die sicherstellen, dass sich aus der doppelten Kontingenz des Aufeinandertreffens von Alter und Ego und der »*randomness of ends*«, der Zufälligkeit und möglichen Inkompatibilität ihrer Handlungsziele, dann doch eine stabile Erwartungs- und Handlungsstruktur ergibt: Geteilte Normen garantieren, dass die Handelnden *miteinander* interagieren, nicht nebeneinander, worüber sich dann soziale Ordnungen ausbilden. Die Soziologie ist damit von Parsons dezidiert als Ordnungswissenschaft gegründet worden. Sie ist es bis heute geblieben, selbst wenn es in der Geschichte der Soziologie immer wieder auch Ansätze gab, die gegen diese oder eine ähnliche Zielsetzung aufbegehrten – von der vom US-amerikanischen Pragmatismus beeinflussten Chicago School of Sociology, deren Gründerväter wie etwa George Herbert Mead nicht wie Parsons das Problem von Handeln und Ordnung in den Mittelpunkt stellten, sondern dasjenige von Handeln und Bewusstsein,<sup>[23]</sup> wodurch dann auch das Problem der Ordnung in einem ganz anderen Licht erschien, bis hin zu Niklas Luhmanns Systemtheorie, die schon früh dem Parsons'schen Bestands- und Ordnungsfunktionalismus zu entkommen suchte und das Prozessieren von Sinn in den Mittelpunkt rückte.<sup>[24]</sup>

Unabhängig davon, wie man derartige Versuche einschätzt, wird man vermutlich nicht ganz falsch liegen, wenn man behauptet, dass die Soziologie sich auch nach 1945, also in ihrer Expansionsphase, überwiegend vom Handlungs- und Ordnungsdenken à la Parsons leiten ließ – und das dürfte noch heute so sein. Unendlich und allemal bewundernswert die theoretische Raffinesse, die man aufwendete, um Parsons' Handlungskonzept zu modifizieren, zu erweitern und anzureichern: So wie Parsons das zweckrational-utilitaristische

Handlungsmodell kritisiert und diesem ein unbedingt auch von Normen getragenes entgegengestellt hatte, so wurde nun Parsons' Modell seinerseits kritisiert und korrigiert, durch ein dramaturgisches à la Erving Goffman, ein kommunikatives à la Jürgen Habermas, ein kreatives à la Hans Joas oder auch ein praxistheoretisches à la Theodore Schatzki oder Andreas Reckwitz. Wollte man die These des theoretischen Fortschritts in den Sozialwissenschaften vertreten, so ist das Feld der Debatten um eine realitätstaugliche Handlungstheorie sicherlich nicht der schlechteste Ort, an dem man Belege für eine solche These suchen und auch finden könnte. Und ganz ähnlich wird man dies – vielleicht mit etwas weniger Emphase – auch vom Systembegriff als einem zentralen Ordnungsbegriff der Soziologie behaupten dürfen, hat doch etwa schon Parsons wichtige Kritik etwa an den bei den Anthropologen Alfred Radcliffe-Brown oder Bronislaw Malinowski zu findenden funktionalistischen Ordnungsvorstellungen geübt und ist nicht zuletzt auch Parsons' eigenes Systemdenken massiv von Luhmann kritisiert und die diesbezügliche Systemdebatte durch diesen und seine Schüler in oft schwindelerregende Höhen getrieben worden.

Handeln und Ordnung, das waren und sind die theoretischen und oft auch empirischen Probleme, auf die man sich in der Soziologie konzentriert hat. *The Structure of Social Action*, seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges zumindest in der internationalen Theoriedebatte höchst einflussreich, markiert insofern eine Wegscheide, eine Pfadabhängigkeit, aus der sehr schwer herauszukommen war und vermutlich noch ist. Man wird an dieser Stelle vielleicht einwenden, dass sich die Soziologie insbesondere und vor allem auch mit sozialem Wandel und mithin mit sozialen Prozessen beschäftigt hat. Zweifellos! Schon die Klassiker des Faches sprachen ja häufig von Differenzierung (Herbert Spencer oder Georg Simmel), von Rationalisierung, Bürokratisierung, Veralltäglicung, Vergemeinschaftung, Vergesellschaftung (Max Weber) und von Zivilisierung (Norbert Elias). Noch heute ist vielfach und immer mehr von Modernisierung, Säkularisierung, Individualisierung, Demokratisierung, Urbanisierung, Disziplinierung oder Globalisierung die Rede. Und doch

lässt sich behaupten – und das wird im vorliegenden Buch zu diskutieren sein –, dass die hier benannten Prozesse in der Regel eher als empirisch vorfindliche, irgendwie problemlos zugängliche soziale Tatsachen behandelt werden. Als ein Problem der Sozialtheorie kommen sie allzu selten in den Blick, wird doch oft nicht einmal die Frage gestellt, ob man einen Trend oder eine Tendenz von einem Prozess unterscheiden kann<sup>[25]</sup> und was eigent<sup>[32]</sup>lich das Prozesshafte an all diesen Prozessen ist, wie man überhaupt weit zurückreichende Prozesse erkennt bzw. wie sie darzustellen und zu erzählen sind und wie sich bei diesen Begriffen die Abgrenzung zu geschichtsphilosophischen Theoremen darstellt. Auffallend jedenfalls ist nicht, dass nicht wenige dieser »-isierungen« schon im 19. Jahrhundert geprägt worden sind, sondern dass diese häufig ohne große begriffliche Umbauten noch heute so verwendet werden, als ob sie gewissermaßen zeitlos gültig und die damit bezeichneten soziohistorischen Phänomene umstandslos beobachtbar seien. Aber auch dazu später mehr.

Und hier kommt nun endlich wieder Raymond Aron ins Spiel mit seinen 1938 publizierten und in der Soziologie weithin vergessenen Arbeiten zur Geschichtsphilosophie. Deshalb nun wieder die Frage: Mit welcher Art von Geschichts*philosophie* hat er – einer der bekanntesten *Soziologen* des 20. Jahrhunderts – sich überhaupt beschäftigt? Und hat all dies wirklich nichts oder nur wenig mit Soziologie zu tun?

\*

Dass Aron sich mit den beiden Dissertationsschriften fernab der Soziologie bewegt, könnte man vielleicht vermuten, insbesondere wenn man an seine damalige enge Freundschaft mit dem Philosophen Jean-Paul Sartre denkt<sup>[26]</sup> oder an seine Lehrer wie etwa den schon genannten Brunschvicg oder auch Alain (Émile Chartier), beides ebenfalls Philosophen. An der Tatsache, dass sich Aron in erster Linie mit Geschichtsphilosophie beschäftigte, gibt es also scheinbar nichts zu deuteln. Aron verortete sich aber eben auch in der Soziologie. Und mit Blick auf diese war er der Auffassung (und eine solche hat er bis zum Ende

seines Schaffens vertreten), dass sie schwer an einem geschichtsphilosophischen Erbe trage, dass sie immer dann, wenn sie großflächig und historisch weit ausholend argumentiert, also beispielsweise über Makroprozesse spricht, kaum anders könne, als nahe an der Geschichtsphilosophie zu verbleiben, die es jedoch zu reflektieren gelte, wenn man nicht in erhebliche Untiefen geraten wolle. Aron begann sich also dafür zu interessieren, wie man Makroprozesse überhaupt methodisch und theo<sup>33</sup>retisch sauber fassen kann, ohne in problematische Spekulationen hineinzugeraten. Kurz: Seine Beschäftigung mit der Geschichtsphilosophie hatte einen zutiefst soziologischen Hintergrund, den es hier aufzuhellen gilt, weil (oder vielleicht: obwohl) dem damaligen Versuch von Aron kein wirklicher Erfolg beschieden war und sein Weg weder von ihm selbst noch von anderen in der Disziplin ernsthaft weiterverfolgt wurde.

Wie schon in Fußnote 19 angeführt, hatte Aron noch vor seiner Dissertation ein Büchlein über die Lage und Struktur der zeitgenössischen Soziologie in Deutschland veröffentlicht. Ganz grob unterschied er dort zwischen einem formalen und einem historischen Zweig,<sup>[27]</sup> wobei er zu ersterem neben Georg Simmel vor allem Leopold von Wiese rechnete, zu letzterem Franz Oppenheimer, Alfred Weber und Karl Mannheim. Dabei merkt er trocken an, dass diese historische Soziologie den Ehrgeiz der Geschichtsphilosophie übernommen habe: »Die Soziologie nähert sich einer Theorie der Weltgeschichte. Sie übernimmt den Ehrgeiz der *Geschichtsphilosophie*, im Lichte der Vergangenheit eine Antwort auf die beunruhigende Sorge der Gegenwart zu geben.«<sup>[28]</sup> Besonders klar zeige sich dies nicht zuletzt bei Alfred Weber, dessen Werk Aron als eine Synthese von Hegel und Rickert charakterisiert, denn »zwischen die Interpretation geschichtlichen Werdens und Wissenschaftstheorie schieben sich [bei Alfred Weber; WK] materiale Sätze allgemeinsten Art über die verschiedenen Sphären jeder historischen Realität ein. Andererseits versucht Weber zwischen den Fortschrittsphilosophen (Kant und Hegel) und den Theoretikern moderner Kulturmorphologie (Hauptbeispiel: Spengler) zu einer Vermittlung zu kommen, die eine